

Viele Besucher, viel Selbstzerknirschung

Wozu noch Bibliotheken im Google-Zeitalter?

Bibliotheken sind höchst erfolgreiche Einrichtungen. Im Jahr 2015 hatten sie in Deutschland 220 Millionen Besuche, in den Lesesälen findet man oft keinen freien Arbeitsplatz mehr. Spektakuläre Neubauten sind eröffnet worden, die Bibliothek ist eine Gestaltungsaufgabe, die Architekten animiert. Und doch stimmt etwas nicht. In der Bibliothek des Goethe-Instituts Bratislava kann man Nähmaschinen ausleihen und Spielzeug für den Kindergeburtstag; im zentralen Library and Learning Center der Wirtschaftsuniversität Wien, einem Bau von Zaha Hadid, sind die Bücher ins Untergeschoss verbannt worden, ein Schild erklärt dem Unerfahrenen, womit er zu rechnen hat: „Books“. Die Bibliotheken sind sich nicht mehr sicher, was sie sind und sein sollen, selbst Bibliothekare sind vom Buchverdross angesteckt: endlich sei der „Gutenberg-Terror“ gebrochen. Und der Chef der Bibliothek der Eidgenössischen Technischen Hochschule Zürich erklärte: „Jetzt ist das Internet da. Wer Inhalte sucht, braucht keine Bibliothek mehr.“ Tage später stellte die Hochschulleitung die Dinge aus ihrer Sicht richtig, aber das fatale Wort war gefallen.

Michael Knoche, von 1991 bis 2016 der Direktor der Herzogin Anna Amalia Bibliothek in Weimar, hat dieser merkwürdigen Situation zwischen Erfolg und Selbstzerknirschung ein kleines, kluges Buch gewidmet: „Die Idee der Bibliothek und ihre Zukunft“. Darin beschränkt sich auf die wissenschaftlichen Bibliotheken, denn deren Probleme sind von besonderer Natur. Da ist einmal die Bedeutung der digitalen Publikationen in der akademischen Welt. Der Markt für wissenschaftliche Zeitschriften wird von wenigen Verlagen beherrscht, die geradezu absurd hohe Abonnementpreise durchzusetzen imstande sind. Elsevier, einer der machtvollsten Akteure, konnte für das Jahr 2016 eine Umsatzrendite von rund 40 Prozent verzeichnen! Die Verträge für elektronische Publikationen sind hochkomplex, die Bibliotheken neigen daher zu Paketkäufen und Bildung von Einkaufskonsortien. Und auch wo Zeitschriften nach dem Prinzip des *open access* arbeiten,

Es bräuchte mehr Kooperation, aber gerade die fällt nicht so leicht

also in digitaler Form kostenfrei zur Verfügung gestellt werden, sind die Bibliotheken gefordert. Denn diese Organe finanzieren sich durch Beiträge, die Autoren für die Veröffentlichung ihrer Beiträge zahlen, ähnlich den Druckkostenzuschüssen; hier müssen Bibliotheken oft genug für die Autoren etwa ihrer Universität einspringen.

Es liegt auf der Hand, dass die deutschen Bibliotheken unter diesen Bedingungen verstärkt zu Spezialisierung, Arbeitsteilung und also Kooperation angehalten sind. Das gilt für die Digitalisierung der Altbestände wie für ganz traditionelle Aufgaben wie das Sammeln, die Bestandserhaltung oder Aussonderung. Nicht jedes alte Buch muss in jeder Bibliothek konserviert werden, aber es muss dafür gesorgt sein, dass bundesweit jeder Titel in mehreren Exemplaren erhalten und verfügbar bleibt. Doch die dafür notwendige Abstimmung, so Knoche, ist längst nicht gewährleistet.

Ein Förderprogramm zur Konservierung der schriftlichen Überlieferung, das der Bund erarbeitet hat, kommt nicht in Gang, weil die Länder in der Finanz- oder Kultusministerkonferenz keine Einstimmigkeit herstellen können. Alles muss Rücksicht nehmen auf das „schwächste oder am wenigsten einsichtige Mitglied“. Unsere Nachbarn sind da offenbar sehr viel erfolgreicher – und das, obwohl Deutschland doch schon kriegsbedingt furchtbare Verluste erlebt hat. Auch die selbstverantwortliche Digitalisierung der historischen Bestände stockt, das macht für uns Google.

Die Länder zögern, der Bund ist nicht zuständig – also unterbleibt, was nötig wäre

In den letzten 25 Jahren haben die Universitäten an Autonomie gewonnen, die Ministerialbürokratie steuert sie weniger als vordem. Die Gefahr der Autonomie ist die Selbstbezüglichkeit, das gilt auch für die Universitätsbibliotheken. Ihre Kooperation, die bei Bestandsaufbau und -erhaltung, Speicherung digitaler Medien oder Bereitstellung bibliografischer Hilfsmittel so wichtig wäre, ist schwächer geworden. Sondersammelgebiete, die einmal die Deutsche Forschungsgemeinschaft organisierte und finanzierte, und die ein dezentrales System befähigen sollten, das Ideal der Universalität nicht aus den Augen zu verlieren, sind aufgegeben. Von der Ergänzung alter Bestände, die im Krieg verloren gingen, ist kaum mehr die Rede. Die USA sind uns in diesen Dingen weit voraus.

Das Bild, das Knoche zeichnet, ist nicht günstig. Die deutschen Bibliotheken, von denen keine, auch nicht die Staatsbibliotheken in Berlin und München, für sich alle Ansprüche der Wissenschaft befriedigt, sind auf Kooperation dringend angewiesen. Die aber setzt neben dem Willen die Mittel voraus, die nun mal Ländersache sind. Die Länder aber, einige zumindest, zeigen sich zäh und lassen sich ungern in ihre Kompetenzen reinreden. Muss der Bund mit seinen finanziellen Möglichkeiten einspringen? Bislang ist innerhalb der Regierung dafür keine institutionelle Verantwortung vorgesehen, die Bibliotheken sind nun mal nicht Angelegenheit des Bundes. Doch wenn ein funktionierendes Bibliothekswesen die Möglichkeiten der Länder überfordert, wird es zu einer Frage von gesamtstaatlicher Bedeutung. Wer immer in der neuen Bundesregierung das Bildungsministerium übernimmt, sollte sich möglichst bald an einem freien Abend Knoches Buch vornehmen. Es verschafft in seiner ruhigen, überlegten Art einen starken Eindruck von den Schwierigkeiten, vor denen der Föderalismus in diesem Punkt steht.

STEPHAN SPEICHER



Michael Knoche: Die Idee der Bibliothek und ihre Zukunft. Wallstein Verlag, Göttingen 2018. 140 Seiten, 20,00 Euro. E-Book 15,99 Euro.